

**Zeitschrift:** Freidenker [1908-1914]  
**Herausgeber:** Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund  
**Band:** 22 (1914)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Im Lande der Mitternachtssonne  
**Autor:** Wille, Bruno  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-406410>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Nach demselben unehrlichen Rezepte behandelt man auch die Kirchenaustrittsversammlungen. Auch sie werden vor der Welt als sozialdemokratische bezeichnet, um sie in den Augen politischer Kinder zu diskreditieren und nebenbei auch der verhassten Sozialdemokratie wegen ihrer programmatischen Behandlung der Religion als Privatfache den Vorwurf der Heuchelei machen zu können. Die Erklärung der Religion zur Privatfache bedeutet für die Sozialdemokratie nichts anderes, als daß die Religion oder auch die Weltanschauung nicht Staatsache, aber auch nicht Parteisache sein soll. Die Partei sagt: darüber streitet, wenn Ihr wollt, außerhalb des Rahmens der Partei. Und da tut sie ganz recht. Die Partei hat überhaupt keine Meinung vorzuschreiben, nicht einmal auf ihrem ureigensten Gebiet. Sie fordert nur Zustimmung zu politischen Zielen. Am wenigsten aber will sie, die Partei, irgend jemandem vorschreiben, ob er Katholik, Protestant oder Konfessionslos sein will. Das überläßt sie völlig dem freien Kampf der Geister. Wenn daher ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei gegen den Konfessionalismus, gegen die konfessionelle Kirche kämpft, so tut es das als freie Persönlichkeit ohne Auftrag der Sozialdemokratie und ohne Verantwortung vor ihr. Letztere entzündet erst da, wo seine Meinungen mit den programmatischen Zielen der Sozialdemokratie in Widerspruch geraten würden. Finden Volksversammlungen statt, in denen nicht nur ein Sozialdemokrat referiert, sondern ein Sozialdemokrat auch die Versammlung leitet und Sozialdemokraten auch die Versammlungsteilnehmer sind, so wäre solche Versammlung, falls sie die Weltanschauungsfrage behandelt, noch absolut keine sozialdemokratische Versammlung. Wenn ein Sozialdemokrat als Klavierspieler vor einem aus Sozialdemokraten bestehenden Konzertpublikum auf einem von Sozialdemokraten hergestellten Flügel in einem einer sozialdemokratischen Gesellschaft gehörigen Hause konzertiert, so ist das bekanntlich auch noch keine sozialdemokratische Versammlung.

Die Kirchenaustrittsversammlungen werden zumeist veranstaltet von solchen, die die Menschheit von dem konfessionellen Kirchenwesen befreien wollen, also z. B. von Monisten, die eine einheitliche wissenschaftliche Weltanschauung erstreben, oder von Freidenkern, Freireligiösen, welche die Souveränität des Einzelgewissens betonen. Will man ehrlich kämpfen, dann führe man den Kampf gegen diese, die Monisten, Freidenker, Freireligiösen etc. Man lasse aber die Sozialdemokratie aus dem Spiele! Gegen sie zu kämpfen haben ihre Gegner ja sonst noch Gelegenheit genug.

Gegen die Sozialdemokratie zu kämpfen, haben nur die Kirchen Veranlassung, welche Staatskirchen sind und bleiben wollen. Denn die Staatskirche wird freilich von der Sozialdemokratie bekämpft. Das ist aber nur die Bekämpfung eines politischen Verfassungszustandes, nicht einer Weltanschauung oder Religion oder auch nur Kirche. Dieser Kampf gegen die Staatskirche kann rein parlamentarisch geführt werden, indem man ein Trennungsgesetz schafft, wie es in Frankreich und neuerdings auch Portugal geschaffen worden ist. Der Kampf kann aber auch individuell geführt werden, indem man einer Kirche, die Staatskirche sein will, die Mitgliedschaft entzieht. Diese beiden Wege sind nur taktisch verschiedene Verwirklichungen desselben politischen Zieles. Abg. Liebknecht und auch der Schreiber dieser Zeilen halten den Weg der „direkten Aktion“ für angebracht. An der prinzipiellen Stellungnahme der Sozialdemokratie wird durch diese andere Taktik nichts geändert.

Allem Anschein nach wird der Kampf der Weltanschauungen in Zukunft noch heftiger entbrennen. Daß

zu erwarten wäre, es werde von den Gegnern der Sozialdemokratie die im obigen Sinne geforderte Ehrlichkeit bestätigt, man werde also darauf verzichten, eine Bewegung sozialdemokratisch zu nennen, die es gar nicht ist — daran ist gar nicht zu denken. Aber umso nachdrücklicher muß der wahre Sachverhalt immer wieder klargelegt werden.

## Im Lande der Mitternachts-sonne.

Von Dr. Bruno Wille.\*)

Auch im gebildeten Deutschland gibt es manchen, dem nicht anschaulich klar ist, was die „Mitternachts-sonne“ bedeutet. Wenn die Sonne — so läßt sich antworten — auf unserer nördlichen Erdhälfte am 24. Juni den längsten Tag bringt, so steht sie um diese Zeit um so länger am Himmel, je nördlicher die Breitengrade werden. Nach dem Äquator zu, wo sie senkrecht vom Horizont emporsteigt, sind um Johanni herum Tag und Nacht ziemlich gleich. Am Nordpol hingegen kreist dann die Sonne oberhalb des Horizonts in einer Höhe, die sie bei uns am Sommernachmittag hat.

Schon in Skandinavien geht die Sommer-sonne nicht unter. Am Nordkap dauert Anfang Mai die Nacht nur ein halbes Stündchen, weil die flach kreisende Sonne ganz wenig unter den Horizont taucht. Mit dem 11. Mai hört die Nacht gänzlich auf, man sieht dann um Mitternacht noch immer den obersten Sonnenrand. Vom 13. Mai bis 30. Juli bleibt die ganze Sonnenscheibe sichtbar, und am Johannistage steht diese mitternachts hoch genug, um die Erde hell zu überstrahlen, wie bei uns etwa zwei Stunden vor Untergang der Sommer-sonne. Die Mitternachts-sonne dauert bis zum 31. Juli, wo um zwölf Uhr nachts noch ein Fünkchen Sonne am Horizont blüht.

Beneidenswertes Lichtland! möchte man sagen. Aber dafür, daß hier zwei und einen halben Monat lang das Taggestirn nicht untergeht, dauert die Winternacht entsprechend lange, so daß um Weihnachten herum die Sonne wochenlang überhaupt nicht aufgeht.

Ohne weiteres ist verständlich, daß der lange Tag, sowie die lange Nacht, auf Wetter-, Pflanzen-, Tier- und Menschentwelt Skandinaviens tiefgreifende Wirkung ausübt, und daß es für den Mitteleuropäer einen seltsamen Reiz hat, eine Sonne zu erleben, die wochenlang nicht untergeht. In Narvik, einer der nördlichsten Städte, fand ich im Juni die „Nacht“ hindurch ein ähnliches Treiben wie bei Tage. Nicht bloß die Kaffees waren auf, sondern fast alle Verkaufsläden; um Mitternacht spielten die Kinder Ball, ein junges Mädchen spazierte singend durch einsame Wiesen, der Kuckuck rief, und im besonnten Fjord tummelten sich Bergnütigungsboote. Um diese Zeit sind Menschen und Tiere so sonnenfroh, daß man wenig schläft und erst, wenn man sehr müde ist, die verfinsterte Kammer auffucht, gleichviel ob die Stunde zur „Nacht“ gehört oder nicht.

Nur bei Unkundigen gilt die Meinung, die Mitternachts-sonne habe ein eigenes Aussehen. Nicht anders sieht sie aus, als bei uns die abendliche Sonne. Um so röllicher strahlt sie, je tiefer sie steht, während ihr Licht unter den nördlichsten Breitengraden blendend gelb ist. „Eigen“ wirkt sie nur vermöge der eigenen Landschaft, sowie der Stimmungen und Vergleiche, die sie uns nahelegt. Was man bloß aus Büchern weiß, hat man noch nicht erlebt. Erst die Anschauung wird als Ereignis

\*) Im Sommer 1912 von der königl. Schwedischen Regierung mit freier Fahrt für mich und meine Frau beehrt, habe ich damals auch Lappland besucht. Wiederholt von Lesern des Freidenkers um einen Bericht ersucht, will ich nun ein Kapitel meiner Schwedenreise mitteilen. B. W.

empfundener; und bei der Mitternachtsjonne hat dies Ereignis etwas Ueberraschendes. Wenigstens bei mir war es so. Als ich nach mehrtägiger Fahrt mit der Lapp-landbahn in einem Blockhaus am Torne-See übernachtete und meine Frau mir vorlas, während durchs Fensterlein die volle Sonne glühte, da löste ein Blick auf die Uhr, die Mitternacht zeigte, ein Staunen aus, das etwas von Naturanbetung hatte. Da war sie nun, die Mitternachtsjonne!

Gerade in Lappland übt sie besonderen Zauber aus. Hier gibt es, was zu ihrer Seltsamkeit gehört, eine ganz urwüchsigte Natur. Die schwedische Lappennark ist eine gewaltige Wildnis, wenn sie auch durchzogen wird von der komfortablen Bahn, die von Stockholm über Bräcke nach Boden am Lule-Elf, dann genau nördlich zum Eisenbergwerk Kiruna und von hier ziemlich westlich am Torne-See entlang über die norwegische Grenze hinweg zur Hafenstadt Narvik geht, die den Lofoten vorgelagert ist, diesen wundervollen Gebirgsinseln. Was dem Besucher von Lappland im Mittsommer lästig werden kann, sind die vielen Mücken; wer also ohne dieses Uebel Lapplands Naturschönheiten genießen möchte, mag in Vor- oder Spätsommer dort weilen; gerühmt werden Spätsommers Farbenreize, zu denen das Goldlaub der vorherrschenden Krüppelbirke gehört. Zum Aufenthalte eignet sich jedenfalls die Touristenstation Abiskojoek am Torne-See. Hier hat man bei mäßigen Preisen gute Betten, Sauberkeit, ordentliche schwedische Küche und kann ohne Kenntnis der schwedischen Sprache mit deutsch, französisch oder englisch auskommen.

Der Torne-See, aus dem der Torne-Elf kommt, läßt sich mit dem Bodensee vergleichen, nur daß er viele Buchten hat und — bis auf ein verstecktes Motorboot und die Blockhäuser der Touristenstation — kulturlose Einsamkeit ist. Erhaben wie der Edda-Niese Umir wirken rings die Gletscherberge und die stummen Gestade, wo sich der Mensch nicht einmal mit einem Dörrchen eingemischt hat, wo das Renntier schweift, Wolf, Bär und Vielfraß haufen, und auf Klippen die Lumme hockt. Wenn am Südenhang des Berges Nuolja der Maienschnee schmilzt, stürzt der Fluß Abisko zu Tal und zwingt sich schäumend und großend durch das ausgewaschene Felsenbett. An seinen Ufern sprießen Gräser, Weidengestrüpp treibt Silberfächchen hervor, die Strauchbirke, geduckt am Boden hinftreichend, entfaltet das grüne Fächchen, und aus schwarzer Wildnißerde quillt ein Gewimmel bunter Tropfen, wie Milch, Blut, Gold, Silber, Kupfer: Blümchen, Beerenblüten, dazu blühendes Moos, kriechende Flechten. In den Schilfbuchten des Torne-Sees hüpfen Fischlein, schnarren Eidergans, Ente und Haubentaucher. Wo auf trüben Wasserlachen die Schwüle brüht, schlüpfen aus ihren Larven Mücken in solchen Schwärmen, daß sie wie grauer Dunst sich ausbreiten. Von ihrem Stachel geplagt, wälzt sich das Renntier in den Gluten oder schweift über die Strauchgrenze empor zur Bergmatte. Wohl nur der Lappe mit seiner ungewaschenen und abgehärteten Haut vermag den schäkzenden Mückenschleier zu entbehren.

An den Ufern des Tornesees gibt es einige Sommerlager der Lappen. Im Herbst muß sich dies Hirtenvolk auf die Wanderung gen Süden begeben und in waldigen Niederungen überwintern, wo die Renntierflechte gedeiht, die eine Hauptnahrung der Herde bildet. Ueberhaupt wird das Treiben der Lappen nur aus der Art des Renntieres verständlich, von dem sie leben und nach dessen Eigentümlichkeiten sie sich richten. Weil dieses nun den Sommer gern im Gebirge verlebt, wo es saftige Weide findet und seine Plätze zum Kalben hat, im Winter aber nur südlich seine Lebensbedingungen findet, so befinden sich die Lappen eigentlich beständig auf der

Wanderung. Und das ist außerordentlich beschwerlich, wenn zum Beispiel die Renntierschlitten keine gute Bahn haben, wenn sie auf zu niedrigen oder sonstwie ungeeigneten Schnee, oder in Schneesturm, Finsternis und böse Wildnisse geraten. Dabei sollen die Schneeschuhläufer fortwährend auf die Herde achten, sie vor dem Abschweifen bewahren und vor einfallenden Wölfen. Ist alles erschöpft, so müssen die Zelte errichtet werden, und oft findet man in der Dunkelheit kein geeignetes Holz, um Feuer zu entzünden, das doch nötig ist gegen Kälte und Nässe.

Daß für den Lappen, der ein so hartes Leben führt, der lange Tag etwas Paradiesisches hat, begreift sich leicht. Gras und Laub, Blume und Beere bezaubert ihn, und wie die Sonne in den Mittsommernächten nicht schlafen geht, so ist auch der Mensch fortwährend freudig erregt. Burschen und Mädchen gesellen sich zu einander, etwas Branntwein gießt man nach alter Sitte auf den Boden und trinkt den übrigen. Während rings die Renntiere sich tummeln, hebt ein Rundreim-Todeln an, das man „joigen“ nennt. Der Lappe joigt von allem, was ihn zu Lust und Liebe, zu Wehmut und Trauer bewegt:

Nun heil euch, Mütter und Wohnplätze,  
Voia, voia, nanna, nanna!  
Mütter und schöne liebe Grastäler!  
Mütter des Kalbes, heil euch, voia, voia!  
Nehmt nun meine liebe Herde!  
Und pfeget sie, wie sonst so treu!  
Seid wieder Mütter, meine Freunde —  
Voia, voia, nanna, nanna!  
Schöne liebe Wohnplätze, voia, voia!  
Sie sind so schön, daß sie leuchten, nanna, nanna!  
Ihr Mütter, äst nun meine Renntiere gesund!  
Voia, voia, nanna, nanna!

Ähnlich geht es weiter, dem Sang der Lerche ähnlich, die ihre Motive trillernd variiert.

Wer sich über das Leben der Lappen unterrichten will, lese „Das Buch des Lappen Johann Luri“ (Rütten und Löning, Frankfurt a. M.). Luri ist der erste Lappe, der zur Feder griff, sein Volk und seine Heimat zu beschreiben. Er hat es getan mit einer kindlichen Einfalt, die nicht ohne Weisheit bleibt, und mit der schlichten Kraft des Ausdrucks, ergreifend in jeder Zeile, anschaulich und naturwahr. Wie die Herausgeberin sagt, hat dieser Mann unraltes Jägerblut in sich und die ewige Unrast des Wanderhirten. Im Sommer und Frühherbst, wenn noch keine Jagdzeit ist, sichtet er; doch sobald der erste Schnee die Spur wilder Tiere verrät, gehts auf Schneeschuhen dem Raubzeug nach. An Berghalben gleitet er dahin und über gefrorene Sümpfe, macht sich sein Lager aus Meißig auf dem Schnee, zieht den Pelz über die Ohren und schläft unter dem rauhesten Himmel, wo die Gestirne blicken und das Nordlicht glüht. Die Schrecken der Wildnis haben keine Macht über ihn; denn er hat ungebeugten Mut, kennt genau seine Heimat und glaubt, daß das Böse den Unschuldigen nicht leicht verderben kann. Er spricht nicht viel, aber seine von Wind und Wetter zusammengekniffenen blauen Augen sehen tiefer in Menschen und Verhältnisse hinein als wir ahnen. Ebenso klug wie innig hat er das Ringen seines Volkes beobachtet und weiß, daß die Lappen, wenn sie weiter so bedrängt werden von einer schonungslosen Kultur, alsbald zugrunde gehen müssen.

Die Zivilisation soll nicht einwenden, daß ja auch die Indianer sich nicht behaupten konnten! Die Indianer haben nicht entfernt vermocht, den Boden Amerikas auszunutzen, während er unter weißer Herrschaft allerdings eine Frucht- und Schatzkammer für die ganze Welt geworden ist. Anders liegen die Verhältnisse im nördlichen Europa. Dort gibt es keinen Ackerbau, und von Weidetieren fristet eigentlich nur das Renntier sein Leben. Rein anderer Menschenschlag aber ist der Lebens-

art des Renttiers so angepaßt, wie der Lappe, und wenn wir von den Arbeitern des skandinavischen Bergbaus, von Fischerei und Eisenbahn absehen, ist der Lappe der berufene Bewohner der nördlichen Wildnisse, ein ergänzender Genosse des Bauern. In Schweden wird anerkannt, daß die Lappen immer noch mehr produzieren, als sie zum Leben brauchen, und daß ohne sie die Naturalien-Wirtschaft der Polarzone eine empfindliche Lücke hätte.

Im Streite zwischen Nomadentum und Bauertum muß daher ein Ausgleich gesucht werden unter möglicher Schonung der Lappen. Um so dringender tut das not, als Gefahr besteht, daß das Renttier in Europa verschwindet. In dem Bericht, den der Lappenvogt Staaf vor wenig Wochen an die norwegische Regierung gerichtet hat, wird betont, daß nur noch eine schleunige Hebung der Renttierzucht, eventuell durch gesetzliche Maßnahmen, das Aussterben des Renttiers verhindern kann. Der Lappenvogt führt die Verminderung der Renttierzahl hauptsächlich auf den sich allmählich vollziehenden Uebergang der sogenannten Rennlappen zu Fischerlappen oder Bettlerlappen zurück. Der Lappe gibt nämlich unter dem Einfluß der ihm gebrachten „Kultur“ das Nomadenleben auf, er wird sesshaft, und siedelt sich in wirtlicheren Gegenden an, als es die sind, wo er früher mit seinen Renttierherden herumzog. Besonders akut ist die Renttierfrage in dem Oesterland Lehn geworden. Vogt Staaf befürwortet, daß die norwegische Regierung Schritte tut, um die Rennlappenbevölkerung, die jetzt noch existiert, zu erhalten. Die Zahl der Renttiere, die Ende 1912 noch 29 346 betrug, ist jetzt auf 25 761 herabgesunken. Die Ausbreitung der kapitalistischen Wirtschaft wird mit dem Nest auch bald aufgeräumt haben. Dann wird auch eins der allerältesten Völker zu Grunde gegangen sein.

Rührend sind die Worte, mit denen der Lappe Turi den Hauptzinn seines Buches deutet: Den Herren in Stockholm möchte er eine richtige Auffassung von der Art des Lappen beibringen. „Wenn der Lappe in einen geschlossenen Raum kommt,“ so meint er kläglich und stolz zugleich, „dann versteht er nicht viel. Der Wind muß ihn in die Nase wehen; wo aber Wände sind, und wo es über dem Kopfe zu ist, da können seine Gedanken nicht rinnen. Wenn indessen der Lappe auf hohen Bergen ist, so hat er einen klaren Verstand; und wenn da oben ein Versammlungsort auf irgend einem Berge wäre, dann könnte der Lappe wohl ganz gut seine eigenen Sachen erklären.“ Johann Turi traut seinen Mitmenschen, auch den Fremden, Gutes zu, und vielleicht, weil die Mitternachtssonne mit ihrem Leuchten sein Herz wie seine Heimat begnadet, glaubt er an das Heil, das allen Menschen von einer Sonne des Geistes kommt. Schön und weise ist sein naiver Ausspruch: „Wahrheit ist Wahrheit, und wenn ich bloß die Wahrheit rede, habe ich nichts zu fürchten.“

## Sodoms Untergang.

Von Jos. Rohrer (Basel.)

Arnold hieß er und war der beste Mittelschüler seiner Klasse. Soeben hatte er mit noch vier Andern den ehrenvollen Auftrag erhalten, eine der Tischvorlesungen auszuarbeiten, die nach altem Brauche die mittägige und abendliche Essenszeit der Studenten, während der geistlichen Exerzitien der Karwoche, auszufüllen hatten. Vor kurzem war in ungeheurem Brande das alte, weitläufige Kapuzinerkloster in der Nähe niedergebrannt, und die vom Feuerschein aus den Federn geschreckte Rospfantasie eines Professors hatte, trotz der tadellosen Lebensführung der Väter Kapuziner, einen Uebergang hergestellt zwischen Brand und Sodoms Untergang. Sodoms Untergang, so hieß der Vorlesungsauftrag Arnolds.

Stillen Zugs kamen die Internenschüler aus der Gymnasialkirche, wo ihnen vom Exerzitienmeister die Hölle weidlich warm gemacht worden, hinüber in den großen Speisesaal. Ein Klingelzeichen des Präfecten: und unter dem anhebenden Teller- und Besteckgeförr hob auch Sodoms Untergang also an:

Wer in Abrahams Tagen eines frischen Morgens in der prangenden Jordansau gestanden wäre, hätte ein wunderförmiges Schauspiel voll graufiger Größe genießen können. Aus dem aufdämmernden, langsam sich bläuernden Himmelsgewölbe schießt ein zischendes, züngelndes Feuermeer hernieder, oder — um in diesen frommen Tagen lieber mit den Worten der Schrift zu reden — „Nahme aber ließ auf Sodom und Gomorrha Schwefel und Feuer regnen vom Himmel her und zerstörte jene Städte von Grund aus samt der ganzen Niederung und allen Bewohnern der Städte und dem, was auf den Fluren gewachsen war.“ (1 Mos. 19, 24—25.)

Warum wohl das Feuer gerade vom Himmel fiel? Hören wir, was die Ungläubigen darüber sagen, um sie desto besser widerlegen zu können. Ja, was fiel bei den Älten nicht alles vom Himmel! Steinregen und Blut, Mannabrot und elf falsche Schilde, Honig und die Diana von Ephesus. Da durfte das Feuer doch auch einmal vom Himmel fallen. Wer wollte ihm denn das vermehren? Sagt doch schon Plinius der Heide: „Es gibt auch eine blutartige Gestalt (des himmlischen Feuers); nichts Schrecklicheres als das für der Menschen Furcht. Fällt es zur Erde nieder, so entsteht Feuersbrunst dadurch, wie im dritten Jahre der hundertföften Olympiade, als König Philipp Griechenland (mit Krieg) erschütterte“ (Naturgeschichte II, 27). Viel wissen die Älten auch zu fabeln von Blitzschlägen bei heiterm Himmel (also Feuer vom Himmel) zum Beispiel: „Zur Zeit der katilinischen Vorzeichen wurde Markus Herennius Defurio bei heiterm Himmel vom Blitz erschlagen“ (Plin. II, 51); oder die wilden Gallier wollen Delphis Heiligtum ausplündern. „Aber wie sie handgemein geworden, da schlugen Blitze (vom Himmel) auf die Galater nieder und Felsenstücke, die sich vom Barnabä losrissen“ (Pausanias I, 4, 4).

Auch die Zauberin Medea läßt in der alten griechischen Sage aus Rache Feuer auf Kreons Palast herabregnen. Zudem sind die glühend heiß niederschließenden, verzengenden Sonnenstrahlen des Morgenlandes und die schmetternden Blitze seiner häufigen Gewitter ebenso viele natürliche Inhaltspunkte und Vorbilder vom Himmel fallenden Feuers für eine Einbildungskraft, der es an Erfindungsgabe fehlen sollte. Endlich wäre Feuer aus der Erde heraus ein natürlich vulkanisches und kein Wunderfeuer gewesen; da mußte es doch wohl oder übel, vom Himmel fallen, wollte es sich nicht als natürliches verdächtigen lassen.

Raum sind wir mit dem Feuer zustande gekommen, so stinkt uns schon der Schwefel, den es ja auch vom Himmel regnete, in die Nase, mahnend, auch er wolle erklärt sein. — Sie und da stand ein Zuträger der Braten- oder Abträger der Suppenschüsseln still, um diese sonderbaren Erbaulichkeiten sich nicht entgehen zu lassen. — Vom Palästinareisenden Furrer erfahren wir (Schenkell, Bibelleh. IV, 155) über Sodom und das tote Meer, daß man „wahnützgroße Schwefelstücke an einzelnen Stellen des Ufers findet.“ Diese Schwefelstücke sind längst, im Probefolben des Chemikers geprüft, als gemeiner, irdischer nicht himmlischer Schwefel erkannt worden, ganz wie die geweihte, Gottesfleisch gewordene Hostie ebenda sich wie wirklicher Brotstoff, nicht bloß wie Brotgestalten, noch auch wie Fleischstoff gebärdete. — beides Zulassungen Gottes zur größern Verdienstlichkeit des Dennochglaubens.